



Ez kpl. 19 = 1993 r.

429.176 II
1993-09-06

UNIWERSYTET IM. ADAMA MICKIEWICZA W POZNANIU

**STUDIA
GERMANICA POSNANIENSIA**

XIX



POZNAŃ 1993

UNIWERSYTET IM. ADAMA MICKIEWICZA W POZNANIU

EDVTA POLCZYNSKA

ABHANDLUNGEN, AUFSATZE

STUDIA GERMANICA POSNANIENSIA

DER „GESCHLEFFENE“ DIAMANT

XIX

Herausgegeben von

A. Z. BZDĘGA, S. H. KASZYŃSKI, H. ORŁOWSKI

Sekretariat: Cz. KAROLAK



POZNAŃ 1993



Bibl. UAM

Redaktor naukowy
EDYTA POŁCZYŃSKA

STUDIA
GERMANICA POZNAŃSIENSIA

XIX

129 176 II | 19
1993



Redaktor: Anna Gierlińska

Redaktor techniczny: Elżbieta Rygielska

Korektorzy: Krystyna Plucińska, Elżbieta Woźniak

© Copyright by Wydawnictwo Naukowe UAM, Poznań 1993

ISBN 83-232-0387-3

ISSN 0137-2467

WYDAWNICTWO NAUKOWE UNIwersYTETU IM. ADAMA MICKIEWICZA W POZNAŃU

Nakład 440+80 egz. Ark. wyd. 12,50. Ark. druk. 10,00. Papier offset. kl. III, 80 g, 70×100. Oddano do składania w kwietniu 1991 r. Podpisano do druku i druk ukończono w kwietniu 1993 r.

Zam. nr 254/197



POZNAŃSKA DRUKARNIA NAUKOWA, POZNAŃ, UL. HEWELIUSZA 40

Bibl. UAM
93 EO 1593

INHALT

ABHANDLUNGEN, AUFSÄTZE

Maciej Borkowski: Der „geschliffene“ Diamant	3
Katarzyna Palmer: Das Problem der Einsamkeit in den Romanen von Marlen Haushofer	15
Marek Przybecki: „Weiter leben und doch nicht Sieger sein“: Elias Canettis existentiell-poetologisches Selbstverständnis als „Tod-Feind“ und „Hüter der Verwandlungen“.	23
Roman Dziergwa: G. E. Lessing „Ernst und Falk. Gespräche für Freimäurer“ – Hauptpositionen der Rezeption bis 1933	37
Roman Nowak: Reinhold Schneider und der Nationalsozialismus	57
Ewa Jurczyk: Das Drama von August Wilhelm von Iffland als Ausdruck des Identitätsproblems des deutschen Bürgers	67
Maria Machońko: Überlegungen zur expressionistischen Prosa im Kontext des expressionistischen Epochenbegriffs	81
Krzysztof Mausch: Zum Canettischen Literaturbegriff. Von der Topie zur Expressiven Kultur	93
Sławomira Szubartowicz: Der Schriftsteller und der Ort. Aussagen der DDR-Autoren zum Thema: „Mein Ort“. Versuch einer textimmanenten Interpretation	115
Małgorzata Cabańska-Czekańska: Zur Rezeption der Dramen von Friedrich Schiller im geteilten Polen. Schillers Dramen auf den Bühnen in Warschau in den Jahren 1803-1918	133
Małgorzata Grzywacz: Die Ethnoethik Bernard Bolzanos	145

REZENSIONEN UND BUCHBESPRECHUNGEN

<i>Galizien, eine literarische Heimat</i> , hrsg. von Stefan H. Kaszyński, Poznań 1987 (Małgorzata Cabańska-Czekańska)	151
Michael Voges: <i>Aufklärung und Geheimnis. Untersuchungen zur Vermittlung von Literatur- und Sozialgeschichte am Beispiel der Aneignung des Geheimbundmaterials im Roman des späten 18. Jahrhunderts.</i> Tübingen 1987 (Roman Dziergwa)	153
Nachtrag zu Veröffentlichungen der Mitarbeiter der Germanistik in Poznań 1990	159



Jozef Kaluźny, Die Geschichtsauffassung von Aleksander von Bronikowski. Zur Geschichte Polens und ihrer fiktionalen Komplementarität. In: SGP XIV/1990, S. 21-33.

Gabriela Koniuszaniec, Das Wortfeld "trinken" in deutsch-polnischer Konfrontation. In: Deutsche Sprache im Kontrast und im Kontakt. Reesow 1990, S. 167-176.

Aleksandra Lukomska-Woroch, Das historische Prosawerk von Bruno Frank. In: SGP XIV/1990, S. 35-42.

Mubert Orłowski, Zur Bedeutung Eichenlöcher in der Romanistik. In: SGP XIV/1990, S. 43-50.

12 Katarzyna Patern, Das Problem der Eindeutigkeit in den Romanen von Stefan Zweig. In: SGP XIV/1990, S. 51-58.

13 Oskar Rosenfeld, Die "Lesearten" in den Romanen von Stefan Zweig. In: SGP XIV/1990, S. 59-66.

14 Roman Dąbrowski, O. E. Lesearten. In: SGP XIV/1990, S. 67-74.

15 Roman Nowak, Rühmlich Schmeicheln und der literarische Roman. In: SGP XIV/1990, S. 75-82.

16 Zwei literarische Romanfiguren. In: SGP XIV/1990, S. 83-90.

17 Maria Machońska, Überlegungen zur expressionistischen Poesie im Kontext der expressionistischen Epochenprobleme. In: SGP XIV/1990, S. 91-98.

18 Katarzyna Wójcik, Die literarische Eindeutigkeit. In: SGP XIV/1990, S. 99-106.

19 Złoty Szustrowicz, Der Schriftsteller und der Ort. In: SGP XIV/1990, S. 107-114.

20 Jan Papiór, Die literarische Eindeutigkeit. In: SGP XIV/1990, S. 115-122.

21 Magdalena Czuchra, Die Eindeutigkeit in den Romanen von Stefan Zweig. In: SGP XIV/1990, S. 123-130.

22 Magdalena Grywacz, Die Eindeutigkeit in den Romanen von Stefan Zweig. In: SGP XIV/1990, S. 131-138.

23 Henryka Szumowska, Über die Eindeutigkeit in den Romanen von Stefan Zweig. In: SGP XIV/1990, S. 139-146.

24 L. B. Wittig, Die literarische Eindeutigkeit. In: SGP XIV/1990, S. 147-154.

25 Jan Papiór, Die literarische Eindeutigkeit. In: SGP XIV/1990, S. 155-162.

26 Jan Papiór, Die literarische Eindeutigkeit. In: SGP XIV/1990, S. 163-170.



EWA JURCZYK

DAS DRAMA VON AUGUST WILHELM VON IFFLAND ALS AUSDRUCK DES IDENTITÄTSPROBLEMS DES DEUTSCHEN BÜRGERERS

Abstract. Jurczyk Ewa, *Das Drama von August Wilhelm von Iffland als Ausdruck des Identitätsproblems des deutschen Bürgers* [August Wilhelm von Iffland's drama as an expression of the identification problem of the German burghers], *Studia Germanica Posnaniensia*, Adam Mickiewicz University Press, Poznań, vol. XIX: 1993, pp. 67-79, ISBN 83-232-0387-3, ISSN 0137-2467.

This article discussed the tendencies of dramas of the popular drama writer in Germany at the turn of the 18th century. August Wilhelm Iffland, a representative of a trivial kind of bourgeois drama, the so called family drama. In the centre of his interests is the German burgher of this period who tries to establish his own position in the society. Iffland analyses social mechanisms – social, religious and cultural – which made it that the German burgher – passive and subordinated in public life attached greatest importance to the preservation of authority and the leading position in family life.

Ewa Jurczyk, Institute of German, Adam Mickiewicz University, al. Niepodległości 4, 61-874 Poznań – Poland.

Wenn Christian Fürchtgott Gellert zu Beginn des 18. Jahrhunderts als vornehmste Tugenden „Ehrfurcht und Liebe gegen Gott; Mäßigung und Beherrschung der Begierden; Gerechtigkeit und Liebe gegen die Menschen, unsere Brüder; Fleiß und Arbeitsamkeit in seinem Berufe; Gelassenheit und Geduld im Unglücke; Dehmüth, Vertrauen auf die Göttliche Vorsehung und Ergebung in ihrem Schicksale“¹ pries, so läßt sich leicht erkennen, daß ein

¹ Ch. F. Gellert: *Moralische Vorlesungen*, hrsg. v. J. A. Schlegel u. G. L. Heyer, Leipzig 1770, S. 20.

tugendhafter Bürger ein passiver Bürger war. Am Ende des Jahrhunderts predigte August Wilhelm von Iffland in seinen Dramen eine ähnliche Moral, und erweiterte das Ziel der Lorenzschen Erziehung – aus den Bürgern „brauchbare Bürger, dienstfertige Menschen, fromme Hausväter und Hausmütter, arbeitsame, mäßige und getreue Unterthanen, friedliche Nachbarn“² zu machen – vom „gemeinen Mann“ auf alle Bürger.

Die meisten Dramen von Iffland werden oft eindeutig als „Verbeugungen vor deutschen Fürsten seiner Zeit“³ bezeichnet, bei genauerer Betrachtung muß jedoch festgestellt werden, daß die Stellung des Autors so eindeutig untertänig nicht aufgefaßt werden kann. Ifflands zwiespältige Stellung zu den Problemen seiner Zeit – er war ein standesbewußter Bürger, der Gesellschaft und dem Adel gegenüber kritisch gesinnt, aber gleichzeitig „von einer mitunter widerwärtigen Anbiederungssucht gegenüber den Fürsten“⁴ – prägt den Ideengehalt seiner Werke. Es läßt sich daher eine Kritik der einzelnen Phänomene des gesellschaftlichen und politischen Lebens nachweisen, es ist jedoch eine Kritik, die das gesellschaftliche System unangetastet läßt.

So eine Problemstellung führte zwar zur Anerkennung, und dadurch zur Erhaltung und Festigung der absolutistischen Macht, aber das Bestreben Ifflands scheint nicht in diese Richtung auszulaufen, denn die Wurzeln einer solchen passiven und duldben Lebensauffassung, wie er sie verkündete, wären außer in der Religion auch in der Popularphilosophie der Aufklärung zu finden, in dieser Philosophie im Sinne von Nicolai, Engel und Garve, die das Akzeptieren durch den Verstand des Vorhandenen als Lebensweise vorgeschlagen hatte. Die Richtigkeit einer solchen Lebensanschauung versuchte Iffland in seinen Dramen zu beweisen.

August Wilhelm von Iffland (1759-1814), selbst Sohn eines Registrators und Revisors bei der königlichen Kriegskanzlei in Hannover und einer vermögenden Bürgerstochter, betrachtete das mittlere Bürgertum als staatstragende Kraft und siedelte deshalb die Mehrzahl seiner Helden in dieser Klasse an. Seine ungefähr 60 Stücke, die „nie emanzipatorisch im gesellschaftspolitischen Sinne der europäischen Aufklärung oder in der Bedeutung des modernen kunstpöletischen Begriffs gewesen“⁵ sind, sind stark didaktisch gefärbte Familiendramen. Einen nicht unwesentlichen Einfluß übten auf seine Behandlung der Problematik der Lebensauffassung die Ansichten des rationalistischen Theologen Christian Friedrich Sintenis (1750-1820) aus. Sintenis' Frage: „Ist denn sogar der Staat noch auf den heutigen Tag bloß ein

² J. G. Lorenz: *Verbesserte häusliche Bürgererziehung als Beitrag zur Bildung des gemeinen Mannes*, Berlin 1787, S. 5.

³ A. Wierlacher: *August Wilhelm von Iffland*, in: *Dichter des 19. Jahrhunderts*, hrsg. v. B. v. Wiese, S. 911.

⁴ J. Klingenberg: *Iffland und Kotzebue als Dramatiker*, Weimar 1962, S. 49.

⁵ A. Wierlacher, a. a. O., S. 911.

Zusammenfluß von vielen häuslichen Gesellschaften?"⁶ ist zwar soziologisch gesehen unannehmbar, aber sie wurde von vielen bejahend beantwortet, denn sogar der absolutistische Staat stellte bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts die Internität des Hauses nicht in Frage.

Auch für Iffland war die Familie ein Element des Staates, wo im kleineren Ausmaß von Kindheit an das Schema für das Verhältnis von Untertan zu Obrigkeit geprägt wurde. Deshalb beschränkte sich sein Interesse auf den „innersten Kreis des bürgerlichen Lebens“⁷, auf die Familienkonflikte, und nur selten erweiterte es sich auf politische und breiter gefaßte gesellschaftliche Phänomene.

In Ifflands Dramen ist die Familie das, was laut Luther als „Keimzelle aller protestantischer Kultur“⁸ bezeichnet wird. Das Orientieren an den christlichen Lehren war für die Mitglieder dieser Familien ein außer Diskussion stehender Imperativ. Es handelte sich dabei vielmehr um die praktische Ausführung und Verwirklichung der Kirchenlehren, vor allem um das Realisieren der Begriffe: Pflicht, Autorität und Gehorsamkeit, weniger um Beispiele direkter Frömmigkeit.

Basis der Familie war die Ehe. Für das in Mehrzahl protestantische Bürgertum galt Luthers Begriff der Ehe als Grundsatz: die Ehe wird zum christlichen Beruf, zur „Schule alles soziologischen Verhaltens in Fürsorge und Dienstverpflichtung wie in Gehorsam und Pietät.“⁹ Die Ehen der Ifflandschen Protagonisten werden zwar vorwiegend aus Liebe geschlossen, aber sie werden zum Lebens- und nicht zum Liebesbund. Einer der Helden, der um die Hand eines Mädchens anhält, bittet den Vater: „Gebt mir Eure Tochter zur Hauswirthin“ (*Der Veteran*). Gleich zu Beginn der Verbindung von Mann und Frau werden also die Weichen für ihre gegenseitige Beziehung gestellt: die Frau wird an ihren Platz in der Küche und im Haushalt verwiesen, was meistens ohne Proteste akzeptiert wird und nur wenige Frauen sich beschweren läßt: „Mein Kommando geht nicht weiter, als von der Küche in den Krautgarten“ (*Die Jäger*). Leidenschaften sind im Kreise der Ifflandschen Familie überhaupt nicht möglich, und das sowohl vor der Eheschließung als auch danach. Die Ifflandsche Tochter hat Schuldgefühle schon im Moment, wo sie ihrem Vater die Liebe verheimlicht und ihn nicht sofort ins Vertrauen zieht; der Ifflandsche Vater ermahnt das junge Paar: „Ich frage nicht ob Ihr Euch gefällt, sondern ob Ihr Euch kennt“ (*Verbrechen aus Ehrsucht*); der Ehemann tadelt seine Frau, die zugelassen hatte, daß ihre Tochter zu viele (zwei) Verehrer hat – das Mädchen

⁶ H. Möller: *Die Kleinbürgerliche Familie im 18. Jahrhundert. Verhalten und Gruppenkultur*, Berlin 1969, S. 75.

⁷ J. Klingenberg, a. a. O., S. 70.

⁸ E. Troeltsch: *Aufsätze zur Geistesgeschichte und Religionssoziologie*, in: *Gesammelte Schriften*, Bd. IV, Tübingen 1925, S. 199.

⁹ A.a.O., S. 199.

„liebt einen – was sollen die Uebrigen – durch übertriebene Liebeserklärungen ihren Stolz reizen?“ (*Die Mündel*). Die Leidenschaft und selbst schon der Umgang mit zu vielen Männern war für die Frau schädlich, weil „das Mädchen – verwöhnt an die Tändeleien der Liebhaber – einst die Pflicht der Gattin darüber vernachlässigen könnte“ (*Die Mündel*).

Trotz der Ablehnung der Leidenschaft weicht das Wort „Liebe“ nicht von dem Mund der Figuren. Es muß aber unwillkürlich die Frage aufkommen, was die Ifflandschen Helden unter „Liebe“ verstanden, denn Gehorsam dem Vater gegenüber, der die Partnerwahl des Kindes nicht billigt, oder Vernunft, wenn ein Mädchen „geliebt“ wird, das andere aber als keuscher und liebenswürdiger anerkannt wird, nehmen Oberhand, und ein anderer Partner wird gewählt. Der schnelle und meistens problemlose Sinneswechsel läßt an der Ehrlichkeit des Gefühls zweifeln. Lothar Pikulik meint, dieses Phänomen sei keinesfalls verwunderlich, wenn man genau den Charakter der „Liebe“ analysiert. „Liebe“ wird fast immer mit „Tugend“ verbunden, also nicht mit einer konkreten Person, sondern mit dem Abstrakten an ihr. Die ideale Liebe ist also nicht diejenige, die sich auf Geschlechterbeziehung stützt, sondern eine von jeder Geschlechtlichkeit reine Seelengemeinschaft.¹⁰ Daher kann eine Frau schön sein, aber der Mann darf ihre Schönheit nicht wahrnehmen, er hat sich für ihre Charaktervorzüge zu begeistern.

Das Aussparen jeder Leidenschaft wäre vom modernen Standpunkt her nicht als Mangel, sondern als Stärke der bürgerlichen Familie anzusehen. Soziologisch und psychologisch gesehen, ist die Liebe ein sehr instabiles Fundament für eine Dauerbeziehung. Für eine auf Liebesbeziehung gebaute Ehe stellt schon der gewöhnliche Alltag ein Risiko dar und die anfängliche erotische Anziehung hat ja auch eine kurze Frist.¹¹ Deshalb erteilt der Ifflandsche Vater seiner Tochter folgenden Ratschlag: „Heirate ohne den Zauber der Leidenschaft, dann wird Dein Glück mit jedem Tag neu“ (*Herbsttag*). Die moderne Soziologie steht hier im Einklang mit der „altmodischen“ Auffassung, die beste Ehe sei die Vernunftsehe, denn die aus Vernunft geschlossene Ehe bürgt für Stabilität und Sicherheit.

In solch einem aus Vernunft geschlossenen Lebensbund waren die Ehepartner verständlicherweise keine gleichberechtigten Teile. Der Ehemann war das Oberhaupt, er hatte das Sagen und verlangte nach Fügung und Gehorsam. Und das alles als Folge der christlichen Lehre, der Predigten über den christlichen Hausstand und der auf den Haustafeln des Neuen Testaments fußenden Lehren Luthers und des deutschen Protestantismus.¹² Das Gebot

¹⁰ L. Pikulik: „Bürgerliches Trauerspiel“ und Empfindsamkeit, Köln 1966, S. 25ff.

¹¹ Vgl. H. Möller, op. cit., S. 306.

¹² Vgl. J. Hoffmann: *Die „Hausväterliteratur“ und die „Predigten über den christlichen Hausstand“*, Weinheim/Berlin 1959, S. 45ff.

lautete: „Herr bist du als Mann“¹³, was zu bedeuten hatte, daß der Mann „von Natur“ aus Haupt seiner Familie, Herr in seinem Haus war.

Dieses Beharren auf Religionsgeboten verbirgt tiefere Ursachen, meistens politische oder gesellschaftliche Mißstände, über die man durch alte Lehren hinwegzuteuschen versuchte. Das scheint auch hier zuzutreffen. Die Situation des einfachen Bürgers verschärfte sich; der politisch entmachtete und rückständige deutsche Bürger konnte seine Konflikte in der Öffentlichkeit nicht ausspielen und neutralisieren. Dort hatte er kein Recht auf Behauptung und keine Möglichkeit der Äußerung des eigenen Willens. Dort war er nur Untertan, der zu gehorchen hatte. Auf die Dauer führte so ein Zustand zu Frustrationen, die wiederum sehr schnell Aggressivität erzeugen konnten. Diese, wenn sie nicht direkt abreagiert werden konnte, suchte nach Ersatzobjekten. In der Öffentlichkeit waren sie nicht zu finden, dort mußte man untertänig gehorchen. So suchte man diese Objekte in der Familie. Möller nennt die Autorität des Hausvaters in der Familie einen „Versuch der Selbstbefriedigung“, der aus der vorhandenen, faktischen Ohnmacht resultiert und sich im „Kommandieren der tatsächlich abhängigen Familienmitglieder“¹⁴ äußert.

Dieses Phänomen beschäftigte auch Iffland, wobei sich sein Augenmerk vor allem auf dessen moralisch-pädagogischen Aspekt richtete bei nur flüchtigem Erwähnen des gesellschaftlich-psychologischen. Iffland hob die moralische Verantwortlichkeit des Hausvaters hervor und legte präzise seine Aufgabe fest: „Ein wahrer Hausvater soll den seinigen zu ihrem wahren Seelenheil (...) behülflich sein.“¹⁵ Ganz anders begriff das hohe Ziel ihres Gatten die Ifflandsche Ehefrau. Mit der Weisheit einer einfachen, klugen Frau, die die psychische Zwickmühle, in der sich ihr Mann befand, viel besser erkannte als er selbst, sagte sie: „Nun, man muß Geduld haben (...). Es ist besser, denke ich, er brummt sich bei mir aus, als bei anderen“ (*Die Jäger*). Das Ziel der Existenz der Familie sah sie in der Rolle des Blitzableiters für den frustrierten Mann, der seine Kraft und Macht irgendwo zum Ausdruck bringen mußte. Daß dies zutreffen könnte, gibt Iffland nur zögernd und nur einmal zu, und läßt diese Meirung eine Frau aussprechen, ein Wesen also, dessen Meinung ohnehin keine Bedeutung hatte. Viel standhafter beharrt er auf dem moralisch-erzieherischen Aspekt der Autorität des Hausvaters.

Ifflands Hausväter werden gezwungen um das Erhalten oder Wiederherstellen der bedrohten Autorität und der führenden Position in der Familie zu kämpfen. Diese werden von der Frau oder den Kindern bedroht, was aber nicht als Protest gegen die väterliche Vorherrschaft angesehen wird, sondern

¹³ Fr. Ch. Sintenis: *Der Mensch im Umkreis seiner Pflichten*, Leipzig 1804/1807, Bd. II, S. 18.

¹⁴ Vgl. H. Möller, op. cit., S. 304.

¹⁵ C. H. Bogatzky: *Der christliche Haus- und Ehestand*, Halle 1756, S. 18.

als „eine beklagenswerte Abweichung von den autoritativ akzeptierten Normen bürgerlichen Verhaltens.“¹⁶ Entschuldigt werden die Fehler und der Ungehorsam immer, und zwar durch jugendlichen Leichtsinn, Verblendung, Erziehungsfehler oder unbürgerlichen Ehrgeiz, der die Frau oder die Kinder den Lebensstil der Adligen nachahmen läßt. Meistens sind aber all diese Motive miteinander verknüpft und werden als die Ursache des Fehltritts betrachtet, wobei Iffland immer darauf besteht, daß die Hauptursache in den Erziehungsfehlern liege.

Die Klage über die schlechte häusliche Erziehung war ein immer wiederkehrendes Motiv der nicht nur literarischen, sondern auch der pädagogischen und soziologischen Kritik, wobei mehr die Mittel als die Folgen kritisiert wurden. Der häusliche Erziehungsprozeß war in Ifflands Zeiten darauf gerichtet, den Eigenwillen des Kindes zu brechen, und die Methode war „eine gehörige Tracht Prügel“. 1787 klagte der Volksschulrektor Lorenz: „Gott! mit welcher Furie laufen so manche Aeltern auf ihre schwachen Kinder loß, stoßen sie unbarmherzig aus einem Winkel in den anderen, ziehen bei den Haaren in die Höhe, schlagen sie mit Prügeln braun und blau, treten sie mit Füßen, schlagen in den Kopf, stauchen sie!“¹⁷ Man hat sich dabei auf die Maximen Salomons und auf die altdeutsche Tradition – wir sind auch nicht anders erzogen worden – berufen, und dadurch versucht die Brutalität den Kindern gegenüber zu entschuldigen.

Auch dieses Phänomen war nur Ausdruck der Schwäche und Machtlosigkeit der Eltern, die nicht im Stande waren, ihre Probleme in der Öffentlichkeit zu bewältigen, und deshalb ihre Frustrationen an dem schwachen, sich nicht wehrenden Kind abreagierten.¹⁸ Iffland schlug für den Umgang mit Kindern eine andere Lösung vor. Seine Väter verschaffen sich Gehorsam durch Mahnung und Belehrung, keinesfalls durch Brutalität oder Ablehnung. Seine Hausväter sind keine handgreiflichen Tyrannen, was der Autor in der Vorrede zum Schauspiel *Bewußtsein* folgendermaßen erklärt: „Härte wirkt widerstand, Widerstand zeugt Verbrechen; weise Nachsicht öffnet nicht den Weg zu Freveln; und Liebe ist ein festeres Band als Furcht.“¹⁹ Deshalb verzeihen die Ifflandschen Väter immer, und versuchen Gehorsam und Autorität durch sentimentale Rührung zurückzugewinnen. Daß dies aber oft in Psychoterror ausschlägt, bleibt ihnen scheinbar unbewußt. Sie spielen die Enttäuschung, die Entbehrungen, das Alter, die Liebe oder die nicht verwirklichten Hoffnungen, die man auf das Kind setzte, aus. „Für meine Angst an Deinem Krankenbette, für durchweinte Nächte, für jede Entsagung, für graue Haare – für alle

¹⁶ H. A. Glaser: *Das bürgerliche Rührstück*, Stuttgart 1969, S. 40.

¹⁷ J. G. Lorenz, op. cit., S. 22.

¹⁸ E. Trube-Becker: *Gewalt gegen das Kind*, Stuttgart 1983, S. 12ff.

¹⁹ *Ifflands Theatralische Werke in einer Auswahl*, Leipzig 1844, Bd. IX, S. 4.

Vatersorgen – hättest Du mich heute belohnen können, dann stünde ich hier vor Dir und freute mich meines glücklichen Alters – meines gehorsamen Sohnes. – Nun stehe ich vor Dir, mißhandelt von Deiner Üppigkeit und jammere über ein dürftiges, schändliches Alter” (*Verbrechen aus Ehrsucht*).

Das Ziel der Ifflandschen Hausväter ist nicht „den Eigenwillen des Kindes zu brechen“, sondern sie glücklich zu sehen: „Weißt Du Jemand, dem Dein Glück ängstlicher am Herzen liegt, als Deinem Vater? Er will alles, was nur mit Deinem Glücke bestehen kann” (*Die Mündel*). Aus diesem Bestreben resultiert die Strenge des Vaters, eine Strenge, die jedoch mit Liebe, Vernunft und Erfahrung gekoppelt ist, und keine Strenge nur des Prinzips willen ist, sondern eine Strenge, die wohl als nachsichtige Liebe zu bezeichnen wäre.²⁰ Denn sogar dort, wo Strenge angebracht wäre, wählt der Vater einen anderen Weg:

Der Vater (über die Tochter): Ich will in sie dringen.

Die Großmutter: Mit Ernst, Herr Sohn, mit Ernst!

Der Vater: Mit Wärme. (*Herbsttag*)

Der Ifflandsche Vater sagt zwar oft: „Es kann nicht sein – es soll nicht sein, ich wills nicht haben” (*Verbrechen aus Ehrsucht*), aber andererseits betont er: „... zwingen werde ich sie nicht” (*Die Mündel*). Der Vater gebraucht auch niemals das Wort „befehlen” – er befiehlt nicht, er bittet nur. Und es war für ihn selbstverständlich, daß das Kind gehorchte, denn selbst der Gedanke, daß das Kind der Bitte nicht folgte, war nicht auszumalen. Der Vater sprach den Wunsch aus und hatte die Gewißheit, daß damit die Angelegenheit geregelt ist: „Sie gelobte und ich schief ruhig” (*Reue versöhnt*). Die so erreichte Fügung und der Gehorsam der Kinder waren jedoch nicht das, was der Vater erwartete. Als Dank für die Erziehung, die Mahnungen und die Hinwendung erwartete der Vater die das Glück seiner Kinder bestätigenden Worte. Der Vater wollte in der Überzeugung leben, daß die Kinder sich nicht deshalb fügen, weil sie gehorchen, sondern weil sie durch Nachdenken und Vernunft ihr Glück erkannt haben. Die Tochter fügt sich mit den Worten: „Ihre gehorsame Tochter.”

Der Vater: Nur aus Gehorsam? Nein!

Die Tochter: Ihre glückliche Tochter.

Der Vater: So ist mein Zweck erreicht. (*Herbsttag*)

Damit der Gehorsam der Kinder nicht in blinden Gehorsam ausartet, findet Iffland außer der Vernunft noch eine Begründung dafür – die Tugend: ein gehorsames Kind ist ein tugendhaftes Kind. Diese Überzeugung läßt die Tochter einen Brief von einem von dem Vater nicht akzeptierten Liebhaber zerreißen und sagen: „... Marie – soll ihres Vaters werth seyn! Es ist nicht Zorn – nicht Zwang – es ist Tugend” (*Herbsttag*).

²⁰ Vgl. R. F. Arnold: *Das deutsche Drama*, München 1925, S. 424.

Das Anerkennen der Autorität des Vaters durch Vernunft und das Gleichstellen des Gehorsams mit der Tugend verursachte, daß das ungehorsame Kind doppelt litt, denn der Ungehorsam bedeutete nicht nur einen Verstoß gegen die anerkannten und allgemein akzeptierten Normen, sondern zugleich eine Infragestellung der eigenen Aufrichtigkeit und der positiven Eigenschaften des Charakters. Das andauernde Hinweisen auf die Vaterliebe, das Betonen der Aufopferung und der Enttäuschungen durch den Eigenwillen des Kindes mußte auf die Dauer im Kind Schuldgefühle wecken. Deshalb leidet das Mädchen viel mehr unter der Tatsache, daß der Vater mit ihm zürnt, als daß der Liebhaber es verlassen hatte. Dabei verstärkte der Vater zusätzlich die Schuldgefühle seiner Tochter, indem er seinem Sohn sagt: „Sieh, Deine Schwester recht an – So leidet eine Tochter, die ihres guten Vaters Vertrauen mißbraucht“ (*Herbsttag*).

Ob ein liebender Vater der Tochter gegenüber so grausam sein könnte, bleibt zu zweifeln. Der Ungehorsam der Kinder scheint vielmehr die Eitelkeit und das Selbstwertgefühl des Vaters zu verletzen, was Iffland aber nur einmal zögernd zugab:

Ruhberg: So darf nur der Kummer sprechen.

Vater: Nein, die gekränkte Liebe des Vaters – die getäuschte Sicherheit, in die Tochter, die ihm am liebsten war. (*Reue versöhnt*) Auch nur ein Kind stellt fest: „... das Widersprechen macht ihn böse.“ (*Die Jäger*)

Dabei wurden die Väter nie gehaßt, und die Kinder betonten immer ihre Liebe und Hochachtung. Daß die Väter zwar eine ehrfürchtige Liebe weckten, aber im höheren Grade gefürchtet waren, wird zwar nicht direkt ausgesprochen, kann aber aus dem Verhältnis Mutter – Kind abgeleitet werden. In den meisten Fällen besteht eine enge Bindung zwischen den beiden, die höchstwahrscheinlich durch die Strenge des Vaters entstanden war. Aber der allzugroße Einfluß der Mütter auf die Kinder war sehr ungern gesehen, denn sogar in den moralischen Wochenschriften klagte man über die, die Kinder verderbende „Affenliebe“ und „allzugroße Gelindigkeit“ der Mütter.

Die Ifflandsche Mutter war immer diejenige, deren Rolle sich auf das Gebären der Kinder beschränken sollte, die sich aber nie in die Erziehung derer einmischen sollte, denn „Elend, Schande und Verzweiflung sind die Folgen ihrer Erziehung“ (*Verbrechen aus Ehrsucht*). Das Dümchen Ehefrau bedarf genauso wie die Kinder der Leitung des starken Hausvaters und Ehemannes. All ihre Versuche gegen die vorgeschriebene Ordnung doch auf die Kinder einzuwirken, müssen scheitern, denn nur der Vater „hat Aussichten für seine Kinder, und Entwürfe, wie sie zu Brot und Ehre gelangen wollen“ (*Verbrechen aus Ehrsucht*). Kinder, die vom rechten Weg abgekommen sind, nennt Iffland „Opfer von Maximien und Weibererziehung“ (*Verbrechen aus Ehrsucht*).

Der Fehler, den der Hausvater oft begangen hatte, war „Schwachheit für die liebenswürdige Frau“. Der folgende Dialog zwischen Mann und Frau ist nahezu typisch für die Ifflandschen Ehegespräche:

Seefeld: (...) ich muß die Fehltritte wieder gut machen, die in der Erziehung meiner Kinder gemacht sind.

Mad. Seefeld: Fehler? Ich habe sie erzogen.

Seefeld: Das war der größte Fehler meines Lebens.

Mad. Seefeld: Undankbarer Mann!

Seefeld: Heiße mich lieber einen schwachen, albernen Mann! (*Scheinverdienst*).

In der Selbstanklage des Hausvaters – „Ich war ein schwacher Mann, ein weichlicher Vater“ (*Verbrechen aus Ehrsucht*) – äußert sich zugleich der Vorwurf gegen die ihre Rolle und ihren Platz vergessende Ehefrau und Mutter. Denn bei Iffland werden auch in bezug auf die Frau brutale Methoden abgelehnt. Hier verschafft sich der Ehemann Gehorsam und Unterwerfung durch sanfte Ermahnung oder – viel öfter – durch Abwarten. Erst wenn sich die Situation so zuspitzt, daß die Frau ihre Fehler selbst einsieht, kann der Hausvater eingreifen, die Fehler aufheben, und die sich reumütig an seine Brust werfende Gattin in die Arme nehmen und sie mit einem gutmütigen Lächeln schwören lassen, nie wieder etwas gegen den Willen ihres Herren zu unternehmen.

Der Fehltritt der Frau hat immer viel schlimmere Folgen, als die in sich harmlosen Fehler der Kinder. Der Eigenwille der Frau bringt den Haussegen ins Wanken und ist am häufigsten durch ihren unbürgerlichen Ehrgeiz verursacht, der sie in Haushaltsführung, Kleidung oder Partnerwahl für die Kinder den Lebensstil des Adels nachahmen läßt. Von sich selbst ist die Frau unfähig das Unangebrachte eines solchen Tuns zu erkennen, erst der Mann kann sie auf die Gefahren aufmerksam machen. Es scheint, als wäre die Ehefrau das älteste Kind ihres Mannes, das ohne ihn nicht nur selbst verloren wäre, sondern auch noch die anderen durch ihren Eigensinn und Unkenntnis des Lebens ins Verderben stürzen würde. Deshalb wird die Frau oft wie ein geistig beschränktes Kind behandelt, dem man keine Antwort schuldet, weil es sie einfach nicht verstehen würde: „Sag mir nur, wozu bin ich da? Immer muß ich Unrecht haben. Dies hätte ich so machen können, das wieder anders. Hier habe ich gesündigt, dort habe ich einen Bock geschossen. Bald hätte ich reden, bald schweigen sollen. Wenn ich den Mund aufthue, habe ich Unrecht. (...) Wo darf ich meine Meinung sagen?“ – fragt die Frau. Die Antwort des Mannes lautet: „Nun, nun – nur nicht böse! Du bist ein kreuzbraves Weib, fromm, – redlich – wie ich sage, kreuzbrav“ (*Die Jäger*). Solange die Ehefrau ihre Rolle nicht vergißt und die Überlegenheit des Mannes als selbstverständlich und unantastbar akzeptiert, ist die bürgerliche Welt in Ordnung. Im Gegenteil kündigt sich Unheil an. Die Autorität des Hausvaters und seine führende Rolle werden somit zu Weltordnung erhaltenden Faktoren, ohne welche die Familie,

und somit die Gesellschaft und der Staat keinen Halt hätten: „Wo kein Ansehen ist, ist kein Glück“ (*Herbsttag*).

Auch in bezug auf den „Ungehorsam“ und den Eigenwillen der Ehefrau wird nur zögernd zugegeben, daß auch hier eine nicht unwesentliche Rolle die gekränkte Eitelkeit des Mannes spielt. Da „entschlüpft“ es einem der Ehemänner: „Du hast mich lächerlich gemacht“ (*Scheinverdienst*). Deshalb höchstwahrscheinlich legt der Ifflandsche Mann großen Wert darauf, daß die Frau nicht zu sehr ausgebildet ist: „Unselig ist der Mann, der eine Hausfrau sucht, und findet – ein gelehrtes Weib“ (*Scheinverdienst*).

Von beiden Ehepartnern war nur der Mann Anker einer gewissen bürgerlichen Moralität. Im Gegenteil zur Ehefrau, die durch ihre Verschwendungssucht und die Unfähigkeit mit Geld umzugehen dem oft als „bürgerliches Laster“²¹ und Zeichen des moralischen Verfalls bezeichneten Luxus huldigte, verkündete der Vater: „Brot und Wasser – aber freien Blick in eines jeden Menschen Angesicht – das sey sein Erbteil, wenn er kein reicheres findet“ (*Dienstpflicht*). Laut seiner Prinzipien sollte der Bürger nicht in Luxus schwelgen, sondern „an jedem Mittag kein anderes Brot essen, als das er am Morgen erworben hat“ (*Alte und neue Zeit*).

Ein Kind, das so erzogen wurde, das immer einer Autorität zu gehorchen hatte, das diese Abhängigkeit von Kinds an zu akzeptieren gelernt hatte, mußte als Erwachsener in der Öffentlichkeit ähnlich funktionieren. So wie es oft formuliert wurde, sollte der Bürger „der Obrigkeit unterthan seyn, die Gewalt über uns hat und eben deswegen, weil sie Gewalt über uns hat. Die Kinder sind gleichergestalt unter der Gewalt der Eltern dennoch dient die väterliche Gewalt die Gewalt der Obrigkeit zu erläutern, auch sind die Obrigkeiten in diesem Stücke Vätern ähnlich und Unterthanen sind wie ihre Kinder.“²²

Sobald der Mensch das Haus verläßt wird er zum Landeskind, und die Obrigkeit zum Landesvater. Im Verhältnis von Landesvater zu Landeskind funktioniert bei Iffland dasselbe Schema, wie im Verhältnis Hausvater – Kind und Hausvater – Ehefrau. Ebenso wie der Hausvater ist der Landesvater (meistens ein Fürst) kein handgreiflicher Tyrann. Auch seine Macht und Überlegenheit sind selbstverständlich und die Begründung dafür in der Bibel und den Geboten zu finden: „Die Richterweihe über das Volk, was er leitet, empfing er von Gott. Die Urkunde dafür ist das Gewissen des Fürsten“ (*Die Kokarden*). Auch er hat ein Zeil – die Wohlfahrt und das Glück seines Volkes. Und auch er hat mit der Unreife, der Unbeholfenheit und den Fehlritten seiner Landeskinder zu kämpfen. So wie Ehefrau und Kinder in der Familie, so war auch das Volk im Lande nicht reif genug und ohne die Hilfe eines erfahrenen und gütigen Herrschers hilflos dem Schicksal ausgeliefert. Die Existenz der

²¹ Vgl. H. A. Glaser, op. cit., S. 45.

²² Fr. Ch. Sintenis, op. cit., S. 19.

Obrigkeit war also unentbehrlich, denn so wie ohne den Hausvater die Familie ins Unglück stürzen würde, konnte es auch mit dem ganzen Volk geschehen: „Was begehrt ihr denn? Gar keinen Herren? so seydt ihr bald eine Räuberbande“ (*Die Kokarden*).

Auch die Autorität des Landesvaters wird bedroht. Hierfür findet Iffland zwei Ursachen: die Geldgier und das Streben nach Macht und Einfluß der erkaufte und verkäuflichen Diener und höheren Beamten des Fürsten, und die Tätigkeit der das Volk verwirrenden „Gelehrten“, die ohne das Wissen des Fürsten revolutionäre Ideen unter dem Volk verbreiteten. Wenn diese Arbeit der gelehrten Anführer Früchte trägt, dh. wenn es zur Revolution kommt, ist der Aufstand nichts anderes, als eine unüberlegte Auflehnung verblendeter, unerfahrener und unreifer Landeskinder gegen den gütigen Landesvater. Bei der Auflehnung der Landeskinder wird stärker als es im Falle des Ungehorsams der Ehefrau und der Kinder in der Familie war, der materielle Aspekt hervorgehoben. Der Ungehorsam des Volkes bedeutet nichts anderes als „guten, ruhigen Bürgern die Häuser über den Köpfen“ niederbrennen, Greise erschlagen, Unmündige verwunden, Menschen ins Feuer stürzen (*Die Kokarden*).

Wie eng für Iffland die Beziehung zwischen dem Hausfrieden und dem Frieden im Land verbunden ist, kommt in den wenigen Fragmenten zum Vorschein, wo er Stellung zur Revolution nimmt. Jede Art von Aufstand ist für Iffland mit dem Verfall der Familie verbunden, denn jede Revolution rüttelt an dem heiligen Bestand der Familie. Sie läßt Bruder gegen Bruder und Sohn gegen Vater kämpfen, die Tochter des Gehorsams entsagen, die Kinder die Pflichten den Eltern gegenüber vergessen, väterliche und mütterliche Rechte nicht beachten. Die Teilnahme an der Revolution wird als Ungehorsam bezeichnet, denn nur Kinder, für die Gehorsam und Elternliebe die Bedeutung verloren haben, können sich gegen die Vorherrschaft des Landesvaters auflehnen. Das Ifflandsche Schema – das Kind ist nicht von selbst böse, es wurde nur falsch erzogen – existiert auch hier, in bezug auf das ganze Volk. Seiner Ansicht nach will der ruhige Bürger überhaupt keinen Aufstand, und käme überhaupt nicht auf die Idee „Freiheit“ anzustreben, wären nicht die gelehrten schwärmerischen Aufwiegler, die meinten „es sey nun Zeit, daß einmal die Kammerherren den Pflug zögen“ (*Die Kokarden*). Der tolerante und weise Landesvater bringt Verständnis für sein Volk auf und tröstet es: „Ich sehe (...), daß ihr gewaltsam verführt seydt – ihr armen, überraschten, verblendeten Menschen...“ (*Die Kokarden*).

Da er Verständnis für die Fehler seiner Landeskinder hatte, ließ er Milde walten. Er berief sich zwar auf sein Recht, um dann, der Wohlfahrt des Volkes wegen, darauf zu verzichten: „... ich könnte es strafen. (...) Aber dabei leiden alles diejenigen, die gar nichts verschuldet haben – das jammert mich. Die



Armen, die Landleute – verlieren ihre Weiber, ihr Gut, (...). Darum strafe ich ungnädig (Friedrich von Österreich).

Sowohl in der Auffassung der Gestalt des Landesvaters, als auch der des Hausvaters spiegeln sich Ifflands Anschauungen, die im starken Maße durch die aufklärerische Popularphilosophie im Sinne von Friedrich Nicolai, Johann Jakob Engel und Christian Garve geprägt wurden. Die Güte und Liebe des Hausvaters, obwohl sie oft (höchstwahrscheinlich unbewußt) in Psychoterror ausartet (man beachte das Wecken von Schuldgefühl, das Verzichten auf die berechnete Strafe, das andauernde Hinweisen auf die eigene Erfahrung, Klugheit und Güte), wird als höchste Instanz angesehen und zwingt zum Anerkennen der Autorität des Vaters. Es ist kein von Außen kommender Zwang, sondern eine innere, auf Verstand und Gefühl fußende Überzeugung der Familienmitglieder. Die Aufrichtigkeit und die Milde des Fürsten, obwohl sie meistens nur in den Kategorien des Wunsches des Fürsten selbst bleibt (es ist zu beachten, daß der Fürst immer erst am Ende des Stückes die Gelegenheit bekommt, seine „wahre“, dh. seine milde und gute Natur zu zeigen; vorher erschweren es ihm die erkaufte Diener und die verkäuflichen Beamten), bewirkt dasselbe.

Die häusliche und die staatliche Macht sind laut Iffland erprobte Institutionen, denen man jedoch nicht im blinden Gehorsam folgen sollte, sondern sie durch Vernunft zu akzeptieren versuchen sollte. Er „versucht in den bestehenden historischen Erscheinungen die Vernunftidee, das Nützlichkeitsprinzip zu erkennen, er will die realen Verhältnisse durch ihre Zweckmäßigkeit empfehlen, ihr Ansehen in dem freiwilligen Beifall der Guten neu begründen und ihre Entwicklung durch ihre Mitarbeit fortführen. Also kein orthodoxer Zwang, keine Autoritätsverehrung, sondern Anerkennung des Bestehenden durch Vernunft.“²³

Durch das Akzeptieren der vorhandenen Tatsachen kann das Überbrücken der Gegensätze und das Zurückfinden in die gesellschaftlichen Normen und Bindungen erreicht werden. Deshalb wick Iffland der tiefaufwühlenden Erschütterung aus, und beschränkte sich vielmehr auf „handgreifliche Lehren für den Alltag.“²⁴ Seine Befriedigung als Dichter fand er in der „Verherrlichung der Herz und Verstand paarenden Aufklärungsweisheit“²⁵, und versuchte den Menschen zu helfen die „Freude an einem eng beschränkten Glück“²⁶ zurückzugewinnen.

Seine Oberflächlichkeit ließ ihn dabei die negativen Begleiterscheinungen dieser Verherrlichung vergessen. Die nur angedeuteten Mißstände, wie die

²³ N. Eloesser: *Das bürgerliche Trauerspiel. Seine Geschichte im 18. und 19. Jahrhundert*, Berlin 1898, S. 173.

²⁴ O. Walzer: *Deutsche Dichtung von Gottsched bis zur Gegenwart*, Potsdam 1927, S. 316.

²⁵ R. F. Arnold, op. cit., S. 426.

²⁶ A.a.O., S. 426.



Herrschaft und Ich-Bezogenheit des Vaters und das Bevormunden der Familienmitglieder, blieben nur flüchtig angedeutete Phänomene, die angesichts des guten Ausgangs seiner Stücke, übergangen, nicht beachtet oder schnell vergessen wurden, sowohl vom Autor als auch vom Publikum und Leser. Das geförderte Akzeptieren des Vorhandenen setzte also eine bequeme Passivität voraus, die das Negative nicht wahrnahm, und das Positive verherrlichte. So erhob sich die Kunst Ifflands nicht über die Wirklichkeit und wäre vielmehr als ein Dokument seiner Zeit, in dem sich die Schwächen und Stärken des Bürgertums seiner Zeit spiegeln, als eine beabsichtigte Huldigung der Obrigkeit, die oben erwähnte „Verbeugung“ vor den deutschen Fürsten zu betrachten.

ÜBERLEGUNGEN ZUR EXPRESSIONISTISCHEN PROSA IM KONTEXT DES EXPRESSIONISTISCHEN EPOCHENBEGRIFFS

Abstract: Machonko Maria, *Überlegungen zur expressionistischen Prosa im Kontext der expressionistischen Epochenbegriffe* [Meditations on the expressionist prose and „the epoch of expressionism“]. *Studia Germanica Poznaniensia*, Adam Mickiewicz University Press, Poznań, vol. XX: 1991, pp. 81–91, ISBN 83-232-0287-3, ISSN 0132-0467.

The article presents the state of art in the field of studies on the expressionist prose within the context of a concept of „the expressionist epoch“ which raises controversies. It is a survey of methodological attitudes which were assumed by research workers belonging to various methodological schools and various scientific generations towards the expressionist prose.

The result of the discussed studies consists in the fundamental controversy between the wish to resolve to univocally which accompanies every interpretation and recognition of this which is ambiguous, instantiated in the expressionist prose.

The article emphasizes the necessity of verification of the statements and generalizations applied and of enriching the criteria of analysis and evaluation of the discussed prose.

Maria Machonko, Institute of German, Adam Mickiewicz University, ul. Niepodległości 4, 61-834 Poznań – Poland.

Schon in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts hat die Germanistik Anstrengungen unternommen, die unzulänglichen Kriterien der Beurteilung expressionistischer Prosa zu revidieren. Der Versuch, diese Prosa mit einem festen, systematischen und deshalb vermeintlich objektiven Apparat zu behandeln, bedeutete bei näherem Hinsehen, daß man die Heterogenität des Materials unterschätzte hatte.

Um die Qualität dieser Prosa beurteilen zu können, muß man von der Frage nach ihrer veränderten Schweiß ausgehen. Man muß sich vergegenwärtigen, welche literarischen Kommunikationsstrukturen dieser Prosa als

